

Leseprobe aus:

Stefan Rehberger

Weihnachten nach Hause fahren



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).



Heute werde ich es ihr sagen. Das mit Weihnachten. Ich muss.

Ich habe schlechte Laune und bin froh, einen Grund dafür zu haben, denn es war Anjas Idee, auf den Weihnachtsmarkt am Alex zu gehen. Eigentlich hatte ich ja eine Pause angesetzt, Abstand, drei Wochen, das Übliche. Aber Weihnachten rückt näher, und als sie am Nachmittag anrief und fragte, wie es mir geht, was ich so mache und wie lange die Pause noch dauern soll, da hat es mir doch wieder Leid getan, wie ich sie behandle, und wir haben uns verabredet.

«Wir können doch einfach mal wieder was ganz *Normales* zusammen machen, wie andere Pärchen. Der Pete und die Andrea waren auch auf dem Weihnachtsmarkt», hat Anja gesagt. Andrea ist Anjas beste Freundin und dient im Bedarfsfall als Referenz. Ansonsten heult sie Anja aber meistens voll, wie stressig ihre Beziehung ist. Ich kann Weihnachtsmärkte nicht leiden, und das weiß Anja eigentlich. Aber irgendwie vergisst sie es jedes Jahr wieder. Dieser hier nun ist bestimmt der schlimmste von ganz Berlin, Hohenschönhausen und Gropiusstadt vielleicht einmal ausgenommen. Aber auf die Schnelle ist mir auch nichts

Besseres eingefallen. Ich hätte ihr antworten können, lass uns knutschen, zum Beispiel, oder einfach mal dasitzen und du lächelst mich an. Aber das hätte sie wahrscheinlich unpassend gefunden nach fast drei Wochen Pause. Außerdem zieht bei mir der Ofen nicht richtig, und auf die ewige Litanei, es ist so kalt, es ist so kalt, hatte ich schon gar keine Lust.

Seit anderthalb Stunden schlendern wir, also Anja, ihr Hund und ich, über den Weihnachtsmarkt, schieben uns durch das Gedränge, vorbei an Losbuden, Lebkuchenherzen, Henna-Tattoos. Gedudel von allüberall her, Rudolph-the-red-nosed-Tannenbaum-Kommet-ihr-Fröhliche-Freue-dich-Oh-du-Reindeer. Ständig zerrt der Hund. Einmal nach rechts (Bratwurst), dann nach links (X-Mas-Döner), wieder rechts (Chinapfanne), nochmal links (Ponies, wuff!), die Leine gerät zwischen Beine, lange, kurze, dicke, dünne. Kleine Kinder rammen einem Zuckerwatte-Spieße in den Schritt, patschen ihre senfige Bratwurst an saubere Hosen oder fallen schreiend hin. Angetrunkene Jugendliche mit Bomberjacken torkeln in Gesellschaft bauchfreier Blondinen oder anderer angetrunkener Jugendlicher mit Bomberjacken durch die gnadenvolle Weihnachtszeit.

«Es ist so kalt.» Anja wirft einem Passanten, der eben über die Hundeleine stolpert, einen giftigen Blick zu.

«So ist das im Winter.»

«Trotzdem.»

Wir schlendern schweigend weiter.

«Oh, schau mal, wie süß!» Anja bleibt bei einem Pony stehen, das gerade nicht geritten wird und die Pause nutzt, um verdrossen seine Nase auf dem Gatter abzulegen.

Wenn Pferde rauchen würden, hätte das hier eine Kippe zwischen den Lippen.

«Prrr!», macht das Pony und schüttelt den Kopf, als Anja näher kommt.

«Uh, das hat aber schlechte Laune.»

«Quatsch. Du musst ihm die Hand hinstrecken, so», erkläre ich fachmännisch und halte dem Pony meine flache Hand unter die Schnauze. «Du hast auch keinen Bock, Alter!»

Doch das Pony schnaubt nur muffelig.

«Na, so richtig angesprochen fühlt sich das von dir aber auch nicht», meint Anja skeptisch.

«Natürlich!», erwidere ich und schneide dem Pony heimlich eine Grimasse. Blödes Vieh.

«Nee, guck doch mal, das gefällt dem nicht», protestiert Anja.

«Hey!», raunzt mich ein dicker Pferdeknecht an. «Füttern verboten, steht hier!»

«Ich hab es nicht gefüttert!», verteidige ich mich. Das Pony sieht mich aus seinen großen, dunklen Augen an.

«Ja, klar, meinst du, ich bin blöd, oder was?», schnaubt der Knecht und reißt das Pony grob weg.

«Lassen Sie doch das arme Pferd in Ruhe!», mischt Anja sich ein.

«Wuff!», macht der Hund.

«Nehmsen Hund da weg!»

«Wuff!», macht er nochmal.

«Der ist ganz lieb», sagt Anja. «Da brauchen Sie gar nicht so aggressiv zu sein!»

«Prrr!», macht das Pony und schüttelt den Kopf. Der Mensch packt es fester am Zaum.

«Sie soll'n mim Hund hier weg, haak jesacht!» Vorne klafft in seinem Gebiss eine Zahnlücke, und weiter hinten blinkt es silbrig.

«Er hat es wirklich nicht gefüttert.» Anja rückt an meine Seite vor.

«Schnauze!», beendet der andere die Diskussion und führt das Pony ab.

«So ein Arsch!», regt sich Anja auf. «Da sollte man mal den Tierschutz anrufen.»

Ich stimme zu.

Anja zieht mich weiter. «Was möchtest du denn jetzt gerne machen?»

Am Riesenrad wartet eine Schlange von fünfzehn Leuten, Hunde dürfen natürlich nicht mitfahren.

«Dann machen wir eben was anderes», schlage ich vor.

«Nein, wenn du gerne fahren willst.»

Ich stelle mich also an, während Anja sich auf die Suche nach einer Familie mit kleinen Kindern macht, die so freundlich ist, so lange auf den Hund aufzupassen. Das klappt eigentlich immer, aber heute bleibt sie ewig verschwunden. Wahrscheinlich, weil die meisten Leute Besseres zu tun haben, als eine Viertelstunde dumm neben einem Hund in der Kälte rumzustehen. Andererseits, eigentlich machen alle anderen hier auch nichts anderes, nur ohne Hund.

Ich rücke Schritt für Schritt vor, während die Schlange vor mir portionsweise in den Nachthimmel abhebt.

«Wollnse alleine fahr'n?» Die Dame in der Ticketbude sieht mich durch den dicken Zigarettenqualm, den sie unablässig produziert, halb misstrauisch, halb mitleidig an.

«Öh ...» Ich sehe mich um. Hinter mir drängen sich die Leute ungeduldig, lauter Pärchen. Warum muss der Hund mit auf den Weihnachtsmarkt? Warum muss ich mit auf den Weihnachtsmarkt? Ich will mich eben abwenden, als Anja mit dem Hund und einer Kleinfamilie im Schlepptau ankommt.

«Zwei Karten, bitte», sage ich seufzend zur Dame im Qualm.

«Na also, jeht doch.» Sie schiebt mir die Tickets hin. «Viel Spaß dann.» Eine kleine Rauchwolke zieht mir aus dem Fensterchen hinterher.

Anja hakt sich bei mir unter und drückt mir einen Kuss auf die Wange.

«Na, siehst du, ist doch kein Problem.»

«Zu-rrruck!»

Der Kartenabreißer, offenbar Nummer drei der Klitschko-Brüder, streckt mir drohend die Handfläche entgegen. Ich sehe ihn irritiert an. Meint er mich? Noch einmal mache ich Anstalten, in die Gondel zu steigen.

«Zu-rrruck!»

Ich sehe zu Anja, die ebenfalls ratlos mit den Schultern zuckt. Auf einmal aber beginnt sie zu lächeln, und zwar lächelt sie den Kartenmann an: Der bietet Anja mit einer galanten Geste den Vortritt vor mir an.

«Danke.» Anja nickt ihm charmant zu und lässt sich beim Einsteigen helfen. Mich würdigt Klitschko keines Blickes.

«Die Männer aus Osteuropa, die haben noch Manieren», sagt Anja und schlingt den dünnen Mantel eng um sich.

Von oben ist das Gleiche zu sehen wie von unten, nur dass einen der Wind mit seinen eisigen Händen unablässig ohrfeigt. Natürlich hat Anja keine Mütze; sie findet keine, die ihr gefällt. Aber sie sagt nichts und presst nur die mit Kunstpelz besetzten Ärmel ihres Mantels, in denen sie schon ihre Hände versteckt hat, an die Ohren.

«Was ist denn?», fragt sie schließlich. Ich zucke mit den Schultern.

«Was soll sein?»

«Es ist doch okay hier», beharrt Anja und schnäuzt sich.

«Ich sage doch gar nichts.»

«Das merke ich auch.»

Sie presst ihre weichen, roten Lippen aufeinander, bis sie hellrosa sind und nur noch halb so viel Volumen haben. Dann beugt sie sich aus der Gondel, um dem Hund zuzuwinken, der unten wartet.

«Huhu, Laika! Huhu!» Der Hund beginnt zu wedeln, suchend schaut er hin und her, während die Kinder, die eben noch mit ihm gespielt haben, nach oben gestikulieren.

«Huhu!», macht Anja wieder. Aber der Hund kapiert es einfach nicht.

«Ich glaube, ich fahre Weihnachten zu meinen Eltern.»

Seit wir in die Gondel gestiegen sind, habe ich den Satz im Kopf hin und her gewälzt. Jetzt kommt er dünn wie Plätzchenteig.

«Wie bitte?», fragt Anja. Auf ihrem Gesicht macht sich wieder dieser Ausdruck absoluter Fassungslosigkeit breit, und schon spüre ich meinen Entschluss bröseln. Aber halt, dieses Mal bin ich vorbereitet. Ich habe mir das genau überlegt: Mich bei meinen Eltern vor Anja zu drücken ist schon ein ziemlich cleverer Schachzug.

«Wieso das denn?», fragt sie.

Ich weiche ihrem Blick aus, treffe ihn trotzdem kurz und sehe wieder weg.

«Wieso «wieso»?», sage ich. Blöde Frage. «Ich war halt schon ziemlich lange nicht mehr da.»

Die vergangenen Jahre bin ich über die Feiertage immer mit bei Anja gewesen. Bei meinen Eltern kam ich nur kurz zum Geschenkeaustausch vorbei, Mittagessen, Kaffee, und weg. Meistens war ich außerdem nochmal zwei, drei Tage im Sommer da, immer schon empfangen mit

einem traurigen Schade-dass-du-nur-so-kurz-kommst-Gesicht.

Anja ist Scheidungskind, und Scheidungskinder sind die Doppelverdiener unter den Weihnachtern: zwei Elternpaare, vier Großelternpaare. Da Anja außerdem im Januar Geburtstag hat, gibt es die Geburtstagsgeschenke immer gleich noch mit. Natürlich fährt sie Weihnachten nach Hause. Auch wenn es bei ihrer Mutter, die eine adipöse Katze in der Wohnung hat, immer ein großes Trara gibt, wegen des Hundes. Aber das ist Anja egal. Bei ihrer Mutter ist es immer ziemlich entspannt, und außerdem hat sie eine Sauna. Dafür ist es dann aber wieder zwischen Anja und mir besonders krampfzig. Aber das ist ja nicht nur an Weihnachten so.

Anja und ich, wir schweigen. Unter uns schaukeln zwei Typen unter dem Gekreisch ihrer weiblichen Begleitung wild die Gondel hin und her. Es ist bitterkalt. Der Wind schießt mir spitze Eiskristalle durch das Gewebe meines Parkas direkt bis auf die Haut, und mein Po scheint an der Sitzbank angefroren. Aber ich lasse mir nichts anmerken. Anja streicht sich mit dem Ärmel eine dicke braune Strähne aus dem Gesicht und klemmt sie sich hinters Ohr. Der Wind weht sie sofort wieder hervor, doch sie reagiert nicht. «Aber du erzählst doch immer, wie scheiße es bei deinen Eltern ist.»

Das letzte Mal, als ich Weihnachten bei meinen Eltern war und wir uns nach dem Singen unterm Christbaum umarmten und ein frohes Fest wünschten, hat mich mein Vater plötzlich fest gedrückt und ist in Tränen ausgebrochen, ich konnte sie durch das Hemd hindurch auf meiner Brust spüren. Dabei war gar nichts passiert. Natürlich, die üblichen Spannungen, aber wir hatten einen ungewöhnlich

netten Tag gehabt mit Kartoffelsalat, Spaziergang auf den Friedhof und Teetrinken. Wahrscheinlich war es gerade das gewesen: eine Harmonie, die es zwischen uns eigentlich nicht gab, zumindest nicht in dem Maße, wie meine Eltern das für normal halten, die Rührung über einen Sohn, der in einer besseren Welt möglich wäre, hier aber nur eine Illusion sein konnte, die schnell vorübergehen würde. Und so kam es dann natürlich auch.

Als Jugendlicher habe ich mich durch die Bücherregale meiner Eltern gelesen, die einen schönen Querschnitt durch das gehobene Segment des Bertelsmann-Buchclubs seit den sechziger Jahren bieten. Thomas Mann («Bei dem Zauberberg, da kann man auch viel überblättern.»), Heinrich Manns «Professor Unrat» («Das ist ein unmoralischer Roman ...»), Goethe natürlich («Dem sein Faust! Was für eine Sprache!») und, was mich damals besonders faszinierte, Erich von Däniken («Waren die Götter wirklich Astronauten, Mama?»). In einem Buch ging es um das Bermuda-Dreieck, wo Flugzeuge plötzlich abschnitten, riesige Öltanker spurlos verschwinden und penibel gewartete Navigationsinstrumente scheinbar grundlos verrückt spielen. Ähnliche Katastrophen passieren mir regelmäßig in Niederhöchstadt.

Es ist nicht so, dass ich sie nicht mag, meine Eltern. Es geht mir nur einfach meistens schlecht in ihrer Gegenwart. Ich bin unleidig, unglücklich, unausstehlich, und wäre ich ein Hund, würde ich bestimmt auf den großen Teppich im Wohnzimmer kacken. Ich kann mich dabei selbst nicht leiden, und meine Eltern mich, glaube ich, auch nicht. Meistens werde ich vorsichtshalber kurz nach meiner Ankunft krank. Oder ich kann nicht schlafen und bin zu nichts zu gebrauchen. Oder aber ich schlafe den ganzen Tag und enttäusche damit alle. Irgendwie jedenfalls beein-

trächtigt dieser Ort meine Grundfunktionen, und es wird nicht daran liegen, dass am Standort unseres Hauses vor Zeiten ein magnetischer Komet eingeschlagen ist.

Das Rad dreht sich einfach nicht weiter.

«Na ja, also sooo scheiße ...» Ich hebe abwiegelnd die Hände.

«Und bei meiner Mutter ist es doch immer ganz nett», setzt Anja verständnislos nach.

«Na ja.»

«Was – na ja?» Anja macht ein erstauntes Gesicht. «Jetzt komm, meine Mutter ist ja wohl nicht so schlimm wie deine.»

«Meine Mutter ...», fange ich säuerlich an und stoppe.

«Darum geht es doch gar nicht.»

Stille.

«Sondern?», fragt Anja.

Ihre dunklen Augen haben bereits diesen schmerzlichen Ausdruck angenommen, der sie immer leicht schimmern lässt. Jetzt ist es sowieso zu spät. Schon flüstert mir der Souffleur den nächsten Satz ins Ohr. Aber noch kann ich ihn nicht sprechen. Ich räuspere mich und neige den Kopf. Auf dem Boden der Gondel liegt im Matsch ein ehemals weißer Weihnachtsengel aus Papier. Ich schiebe ihn mit dem Fuß zwischen die Planken.

«Wir stressen uns doch nur an.»

Ich sage das, als läse ich ihr aus der Zeitung vor. Es ist passiert, mal wieder, und mein Satz fühlt sich ganz leicht an über diesem morastigen Unglück, das jetzt wie durch ein Leck in die Gondel blubbert. Der Rest ist Routine. Anja freilich spielt ihren Part, als wäre es das erste Mal.

«Na toll.» Sie zieht die Nase hoch. «Dann sehen wir uns wohl am besten gar nicht mehr.»